

Sonnenschein.

Warmer, heller Sonnenschein
Flutet in mein Stübchen,
Stiehlt sich durch den Vorhang,
Küßt mein schlafend Stübchen.

Sieht sein milbes, weiches Licht
Durch den Raum, den kleinen,
Läßt das graue Ginerlei
Goldig hell erscheinen.

Spiegelt sich im Wasserglas
Mit Kristallgestirmer,
Lebt verblichener Bilderpracht
Neuen Farbenschimmer!

Warmer, heller Sonnenschein
Streift auch mir die Wangen,
Schneht mit leisem, sanftem Hauch
Meiner Seele Bangen!

Die stillen Schwestern.

Von J. Sangwill.

Sie hatten sich in ihrer Mädchenzeit gezaunt und sich dabei gegenseitig erklärt, nie wieder im Leben zueinander zu sprechen. Zur Bestätigung besiedelten sie ihre Zeigefinger und ließen sie im Winde trocknen, eine alte kindliche Beschwörungsformel. Solange sie auf dem elterlichen Gehöft wohnten, hielten sie ihren törichtigen Schwur mit dem Eigensinn schwerfälliger Bauernkinder, trotz der Witten und Bückigungen der Eltern, trotz des täglichen Zusammenlebens, im Sommer und Winter, beim Säen und Ernten, bei Froh und Hitze, in Freude und Schmerz, Tod und Unglück löbte sie nicht aus, und als ihr Vater starb und das alte Gehöft verkauft ward, reisten sie schweigend in demselben Zuge nach London, um Stellung zu suchen. Ihr Dienst trennte sie für Jahre, obwohl nur ein Steinwurf Entfernung zwischen ihnen lag. Oft starnten sie sich stumm auf der Straße an.

Honor, die ältere, heiratete einen Kunsthandwerker, und zweiundzwanzig Jahre später heiratete Mercy, die jüngere, einen Mitarbeiter von Honor's Gatten. Die zwei Männer waren Freunde und besuchten sich gegenseitig oft in ihren Wohnungen, welche in derselben schmutzigen Gasse lagen, und die Frauen hielten sie willkommen. Weder Honor noch Mercy duldeten eine Anspielung auf ihr Gelübde, aber es war selbstverständlich, daß das Schweigen der einen wieder mit Schweigen der anderen beantwortet wurde. Beide hatten bald eine Schaar muntere Kinder, welche auf der Straße oder in den Wohnungen zusammen spielten oder — sich zankten; aber keine Schlägerei oder irgend welche gemeinsamen Belümmernisse konnten die Mütter zu einem Worte bewegen. Sie standen an den Thüren in ohnmächtigen Zorn; das Unvollkommene von höflichen Worten ließ sie fast bersten in der Qual des Schweigens. Wenn der einen ein Kind durch den Tod entziffen wurde, beobachtete die andere von ihrem Fenster aus das Begräbniß, still wie eine Stumme.

Die Jahre flossen dahin, und noch immer trennte sie dies Meer des Schweigens. Ihr hübsches Aussehen welkte, die Würden des Lebens machten sich geltend. Silberfäden zogen sich durch den braunen Haarschmuck und später braune Fäden durch die grauen Flechten. Die Runzeln des Alters traten an die Stelle der Grübchen der Jugend. Wieder verstrichen Jahre, der Tod räumte in den Familien auf. Honor's Mann starb, und Mercy verlor einen Sohn. Die Cholera raffte mehrere der jüngeren Kinder dahin. Aber die Schwestern blieben am Leben, gebauet und gefuchet, mehr durch Arbeit und Kummer als durch die Frucht der Jahre. Dann, eines Tages ward Mercy krank. Ein innerliches Leiden, zu lange vernachlässigt, sollte sie in einer Woche dahintraffen. Das hatte der Arzt zu ihm, Mercy's Gatten, gesagt. Dieser brachte die Nachricht zu Honor's ältestem Sohne, welcher noch immer zu Hause wohnte. Abends erfuhr es Honor.

Nachdem ihr Sohn ihr die Mitteilung gemacht, ging sie hastig nach oben und ließ ihn voller Staunen über ihr feineres Aussehen zurück. Als sie wieder herunterkam, war sie zum Aussehen angeliebt. Er war freudig überrascht, sie über die Straße trippeln und das erste Mal in ihrem Leben über ihrer Schwester Schwelle treten zu sehen.

Als Honor das Krankenzimmer betrat, mit geschlossenen Lippen, erblickte sich das zerfallene, gefurchte Gesicht der Sterbenden. Sie erhob sich ein wenig aus ihren Kissen, ihre Lippen öffneten sich. Dann schlossen sie sich wieder fest, und ihr Ausdruck verfinsterte sich.

Honor wendete sich erzürnt an Mercy's Gatten, der geknickt da stand: „Warum hast du es so weit kommen lassen mit ihr?“ sagte sie. „Ich wußte ja nichts,“ stammelte der alte Mann, mehr durch ihre Gegenwart als durch ihre Frage eingeschüchtert. „Sie war stets eine Frau von wenig Worten.“

Honor schob ihn ungeduldig beiseite und prüfte die Medizinflaschen auf dem Tisch beim Bett. „Wäre es jetzt nicht Zeit für ihre Medizin?“

„Ich weiß nicht.“ Honor fuhr wütend auf. „Wozu brauchst man einen Mann?“ fragte sie, indem sie sorgfältig die Flüssigkeit abmaß und an der Schwester Lippen ließ, welche die Medizin einsogen und sich dann wieder fest schloßen.

„Wie fühlt sich deine Frau jetzt?“ fragte Honor nach einer Pause.

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island Nebr., 20. April 1906 (Zweiter Theil.)

Jahrgang 26. No. 34.

„Wie geht dir's jezt, Mercy?“ fragte der alte Mann ungeschickt. Die alte Frau schüttelte den Kopf. „Mit mir geht's schnell zu Ende, Jim,“ seufzte sie, und eine Thräne des Selbstmitleides rann über ihre pergamentene Wange.

„Was für Unsinn schwätzt sie da,“ sagte Honor scharf. „Warum stehst du da wie eine Hutzpuppe und sagst ihr nicht, sie solle Wuth fassen?“

„Fah Wuth, Mercy,“ flüsterte der alte Mann heiser. Doch Mercy schloß nur und drehte sich mürrisch auf die andere Seite, das Gesicht gegen die Wand.

„Ich bin zu alt, ich bin zu alt,“ jammerte sie, „mit mir geht's zu Ende.“

„Hat man je schon so was gehört!“ wandte sich Honor erzert an Jim, indem sie das Kissen der Kranken glättete. „Hier bin ich, ihre ältere Schwester, die ich sie schon in meinen Armen getragen habe, als ich fünf Jahre war und sie erst zwei! Ich bin noch rüstig und kräftig und denke noch nicht an's Grab. Nabzu dreimal so alt wie sie war ich, als sie geboren wurde, und jetzt, denkst nur, hat sie die Freiheit und spricht eher vom Sterben als ich.“

Sie legte ihren Hut, ihr Tuch ab. „Schick eines der Kinder hinüber, meinen Jungen zu sagen, daß ich hier bleibe,“ fuhr sie fort, „und dann schick alle zu Bett, es ist zu viel Lärm hier im Hause.“

Die Kinder, die verweifte Entsetzten der Sterbenden waren, wurden zu Bett geschickt und Jim auch, damit er sich erholen sollte für seine Arbeit am nächsten Tage, denn der arme, alte Mann humpelte noch immer in die Fabrik. Bald drehte sich die Stille des Krankenzimmers über das ganze Haus. Gegen zehn Uhr kam der Arzt und gab Honor Verhaltensmaßregeln, wie sie der Kranken ihr letztes Stündchen erleichtern solle.

Die ganze lange Nacht sah sie wachend am Bett der sterbenden Schwester, Hand und Auge stets bereit, jeden Wunsch zu erfüllen. Doch kein Laut brach das furchtbare Schweigen. Zeitig am nächsten Morgen langte Mercy's verheiratete Tochter an, das einzige ihrer Kinder, das in London wohnte. Sie wollte die Mutter pflegen. Aber Honor weigerte sich aufgebracht und wollte sich nicht vertreiben lassen.

„Eine schöne Tochter bist du mir,“ sagte sie, „du kannst deine Mutter einen Tag und eine Nacht liegen lassen, ohne daß sie dein häßliches Gesicht zu sehen bekommt.“

„Ich habe meinen Mann und meine Kleinen zu versorgen,“ verteidigte sich die Tochter.

„Und weshalb verläßt du sie jezt?“ erwiderte die alte Frau gereizt. „Erst vernachlässigst du deine Mutter, dann deinen Mann und deine Kinder! Schere dich sofort nach Hause, da wirst du gebraucht. Ich habe deine Mutter auf meinen Armen getragen, ehe du geboren warst, und wenn sie jezt eine Hilfeleistung braucht, so soll sie es mir sagen, ich bin ja gern bereit.“

Dabei sah sie herausfordernd das gelbe, runzelige Weibchen in dem Bett an. Mercy's schmale Lippen zuckten trampfhaft, aber kein Laut kam darüber.

Jim fand es an der Zeit, das Wort zu ergreifen.

„Der Doktor sagt, du kannst hier nichts nützen. Wenn du eine Stunde erüberiggen kannst, sieh ein bisschen unten nach den Kindern. Ich muß auf zu Arbeit gehen. Ich schick dir ein Telegramm, wenn etwas passiren sollte,“ flüsterte er der Tochter zu.

Diese, nicht unzufrieden damit, zu ihren häuslichen Pflichten zurückzukehren zu können, küßte ihre Mutter, stand noch ein Weilchen herum und stahl sich dann leise weg.

Den ganzen Tag verbrachten die zwei alten Frauen in feierlichem Schweigen, das nur durch des Arztes Besuch unterbrochen wurde. Dieser berichtete, daß Mercy noch ein paar Tage leben könne. Am Abend vertrat Jim seine Schwägerin, die nur Gezmungen ein wenig ausruhte. Um Mitternacht kam sie wieder und schickte ihn zu Bett. Die Kranke wälzte sich unruhig auf ihrem Lager. Gegen halb drei erwachte sie, Honor küßte sie mit Fleischbrühe, wie sie ein neugeborenes Kind gefüttert haben würde.

Mercy schien thätfächlich nicht viel größer als ein Kind, Honor erklüchternsweits nur durch ihre Kleidung etwas voller. In der Ferne schlug eine Thurmuhr drei. Die Wärterin nickte, die Lampe flackerte und ließ ihre Schatten an den Wänden hüpfen als ob sie sich im Fieber von der einen Seite zur andern drehte. Ein eigenartiges Zittern machte sich plötzlich in dem Holzwerk hörbar. Mit einem Schrei des Entsetzens richtete sich Mercy auf.

„Jim!“ rief sie, „Jim!“ Honor öffnete den Mund, um ihr

zuzurufen: „Sei still!“ Doch plötzlich wie erlarrt, hielt sie ein.

„Jim,“ weinte die sterbende Frau, „horch nur! Ist das der Todtentäfer?“ Honor lauschte, ihr Blut gerann fast. Dann ging sie nach der Thür und öffnete.

„Jim,“ sagte sie in leisem Tone, auf den Korridor hinausprechend, „sage ihr, daß es bloß eine Maus ist. Sie war stets ein kleines, furchtsames Ding.“

Und sie schloß leise die Thür, drückte die zitternde Schwester sanft in die Kissen und widelte sie warm in ihre Decken ein.

Am nächsten Morgen, als Jim wirklich kam, bat die Kranke rührend, man möchte eines der Entsetzenden Tag und Nacht im Zimmer lassen.

„Laß mich nicht wieder allein,“ bat sie, „laß mich nicht allein! Ich möchte einen Menschen haben, mit dem ich sprechen kann.“

Honor zuckte zusammen, aber sagte nichts.

Das jüngste Kind, welches noch nicht zur Schule ging, wurde gebracht — ein hübscher, kleiner Junge mit braunen Locken, welche die Sonne, die durch die Fensterflügel strömte, vergoldete. Der Morgen verging langsam. Gegen Mittag nahm Mercy des Kindes Hand und strich über seine Locken.

„Meine Schwester hatte auch goldene Locken wie du,“ flüsterte sie.

„Die sind erblich in unserer Familie, Bobby,“ antwortete Honor. „Deine Großmutter hatte sie auch, als sie ein kleines Mädchen war.“

Dann kam eine lange Pause. Mercy's Augen waren halb erlarrt, aber ihr inneres Auge sah ein fernes Bild: Die Redenden werden bald im Garten blühen, Bobby,“ murmelte sie.

„Ja, Bobby und die Ringelblumen auch,“ sagte Honor weich. „Du weißt, Bobby, wir wohnen auf dem Lande.“

„Auf dem Lande wachsen viel Blumen,“ erklärte Bobby ernst.

„Ja, und Bäume auch,“ fuhr Honor fort. „Ich möchte wissen, ob sich deine Großmutter noch erinnert, wie wir Schläge bekamen für's Vespelstehlen!“

„Freilich weiß ich's noch, Bobby, ha, ha!“ krächzte das sterbende Weib mit einem Ausbruch von Begeisterung. „Wir waren ein paar wilde Rangen! Der Bauer lief uns nach und schrie: Heba! Heba! Aber wir beachteten es nicht. Hi, hi, hi!“

Honor weinte über das Richern. Der heimathliche Dialekt, den sie ein halbes Jahrhundert nicht gehört hatte, ließ ihr Gesicht unter Thränen lächeln.

„Sag' deiner Großmutter, sie soll sich nicht so aufregen, Bobby, ich will ihr ihre Arznei geben.“ Sie schob den Knaben sanft beiseite, und Mercy's Lippen öffneten sich mechanisch, um die Flüssigkeit aufzunehmen. „Bobby,“ gurgelte sie immer noch vor Vergnügen zitternd, „er fiel dabei über den Heuhaufen. Hi, hi!“

„Tom ist schon seit vierzig Jahren todt, Bobby,“ flüsterte Honor.

Mercy's Kopf sank zurück, ein Ausdruck höchster Erschöpfung lag auf ihrem Gesicht. Eine halbe Stunde verging. Bobby wurde hinunter gerufen zum Essen. Die stillen Schwestern waren wieder allein. Wöhllich richtete sich Mercy mit einem Ruck auf.

„Es wird dunkel, Tom,“ sagte sie heiser, „ist's nicht Zeit, daß du die Klühe aus der Mairich heimtriest?“

„Sie schwätzt wieder Unsinn,“ erwiderte Honor mit erstidter Stimme. „Sage ihr, daß sie in London ist, Bobby.“

Ueber das blaßgelbe Gesicht zog ein Ausdruck von Vertöhrung. Immer noch aufrecht sitzend, wendete sie sich nach der offenen Seite des Bettes.

„Ah, Honor ist immer noch da? Küsse mich — Bobby!“

Ihre Hände griffen blindlings. Honor beugte sich nieder, und der alten Frauen verwellte Lippen berührten sich.

Und in diesem Kusse glitt Mercy hinüber in ein noch tieferes Schweigen.

Der Mordbrenner.

Von Carl Muusmann. Aus dem Dänischen.

Der Mordbrenner hatte seit Jahr und Tag im allerstiefsten Keller des großen Zuchthauses gefessen. Dreimal hatte er den Aufseher überfallen. Nach dem ersten beiden Ueberfällen hatte man ihn mit der neunschwänzigen Rabe bis auf's Blut gepörricht. Das letzte Mal war er in Eisen gelegt worden.

Von diesem Tage an begegnete er und der Aufseher sich jeden Morgen mit drohenden Augen und feindseligem Sinn. Es war ein stiller Krieg und eine gegenseitige Furcht, aber kein Wort, nicht einmal ein böses, wurde geredet.

gesprochen wurde, verbreitete sich die Nachricht lautlos unter den Gefangenen, und Hoffnung und Furcht mischten sich im Geiste der eingeschücherten, einsamen Sträflinge.

Eines Tages erschollen fremde Fußtritte im Gange vor der Zelle des Mordbrenners. Die Thür wurde geöffnet, der Aufseher blieb draussen stehen, während ein einzelner Mann eintrat.

Er war von dem Dunkel geblendet, so daß seine Augen jeden Ausbruch verloren, der Mordbrenner aber, der das Tageslicht ganz vergessen hatte, sah ihn so deutlich wie eine Offenbarung.

Der Sträfling erhob sich schnell, nahm die Abfäße zusammen und legte die Hände an die Hofenmaht, während er den Eintretenden anstarrte. Es war ein noch junger, blässer Mann mit feinen, fast durchsichtigen Zügen. Seine Augen waren tiefblau und träumerisch, sein Haar war lang und der blonde Bart stieß ihm bis tief über die Brust.

„Der Herr Inspektor!“ verkündete eine harte Stimme von draussen. Der Mordbrenner nahm eine noch strammere Haltung an, und der Fremde trat ganz hinein. Seine Augen hatten sich an die Finsterniß gewöhnt, und es schien, als würde die Umgebung unheimlich und störend auf ihn, seine Stimme war aber weich und melodisch.

„Ist dies der Gefangene Nummer Sieben?“ — „Ja, wohl!“ — „Du hast Deinen Aufseher dreimal überfallen?“ — „Ja, wohl!“ — „Du bist zweimal mit der Rabe bestraft worden?“ — „Ja, wohl,“ sagte der Sträfling, diesmal aber im höhnischen Tone, als bestünde ihm die Frage.

„Du bist in Eisen gelegt?“ Der Gefangene antwortete nicht, man hörte aber ein schwaches Klirren der Ketten und eine Ungeduld verachtende Bewegung draussen.

„Ich bin der neue Inspektor. Du mußt mich nicht als Feind ansehen. Betrachte mich vielmehr als Erzähler.“

„Als Erzähler!“ wiederholte der Sträfling unwillkürlich und mechanisch, gleichzeitig glitt aber ein spöttisches Lächeln über seine Lippen. Er fühlte sich in diesem Augenblick weit wecklicher als dieser Mann, obgleich er beinahe die Hälfte seines Lebens hinter den Zuchthausmauern zugebracht hatte.

„Ja — als Erzähler!“ fuhr der Inspektor fort.

Dieselbe ungeduldige Bewegung wurde auf dem Korridor hörbar. — „Ich werde dich in Zukunft mit Güte behandeln. Hoffentlich erziele ich damit mehr als mit Schlägen.“

„Ja, wohl,“ sagte der Gefangene mechanisch, ohne über den Sinn der Worte nachzudenken.

„Heute haben wir den 1. October. Am Heiligen Abend komme ich wieder. Hast du dich während der drei Monate gut gefühlt, so werde ich dir etwas geben, was vor dir kein anderer Gefangener bekommen hat. Nimm dich zusammen.“

Und des Inspektors schmale, weiße Hand legte sich auf die Schulter des Mordbrenners. Der Gefangene hatte eine derartige milde menschliche Berührung seit Jahren nicht erlebt, und obgleich er stramm aufgerichtet da stand, fühlte er, wie die Kniee unter ihm wankten. Der Inspektor ging. Die Thür fiel zu. Die Schritte entfernten sich; diejenigen des Aufsehers aber träge und widerstrebend.

Der erste Gedanke des Zurückbleibenden war Rührung, der zweite war Haß gegen den neuen Vorgesetzten, der die Nacht besch, ihm Gutes zu erweisen, der dritte und letzte war ein ununterbrochenes tage-, wochen-, monatelanges Grübeln über diese Worte: „Etwas, was vor dir kein anderer Gefangener bekommen hat.“

Sie konnten ihn dahin bringen, daß er sich im Fieber der Erwartung schüttelte, und vor Furcht, daß er getauscht werde, schauderte.

Was würde der Inspektor ihm geben?

Einen Spiegel! Allerdings hatte er sein Bild seit vielen, langen Jahren nicht gesehen, und jeder hat doch das natürliche Verlangen, seine eigenen Züge, auch dann, wenn sie verwellt und entstellt sind, von Zeit zu Zeit zu betrachten. Bei Nummer Sieben waren sie aber im Laufe der langjährigen Sterkerhaft in Vergessenheit gerathen.

Eine Blume! Ja, eine Zeit lang war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, ein Topfgewächs zu besitzen, das er pflegen und begießen konnte. Jezt machte er sich nichts mehr daraus. Es war hier unten ja auch zu dunkel, daß etwas gedeihen konnte.

Ein Beest mit Zwiebeln und Spiegeleiern! Nein, eine solche Kost durfte ein Gefangener nicht beanspruchen. Sie hätte seinen Körper ja auch nur zu neuem Widerstand gekräftigt und neue Sehnst nach der Freiheit in ihm wachgerufen.

Der Flug seiner Wünsche war zu Ende. Er vermochte sich gar nicht zu einer wirklichen Sehnst nach etwas Bestimmterem zu erheben, und sein Grübeln artete schließlich zu einer schlaffen Reugierde aus, deren Ziel es war, zu erfahren, was der neue Inspektor wohl mit ihm im Sinne habe.

Träge, schwer und langsam verstrich für den gefesselten Verbrecher die Zeit. Tage, Wochen und Monate vergingen. Die Striche, die er in seine Kette geritzt hatte, während er alle Wuth herunterschludt und sich ruhig wie eine Maus verhielt, diese Striche verriethen ihm, daß das Weihnachtsfest gekommen sei.

Wenn sie etwas an seinem Betragen auszufehen hatten, wenn er nie erfuhr, was ihm zugedacht war!! In demselben Augenblick, als dieser Gedanke in ihm erwachte, wurde durch ihn beinahe das Licht seines Verstandes ausgelöscht worden. So gewaltig hatte er auf ihn gewirkt.

Zur Mittagszeit hörte er Schritte im Gange, und diese Schritte waren für ihn zu Worten geworden. So scharf unterschied sein Ohr jeden Laut. Es war der Inspektor und der Aufseher und dann etwas, das schwächer klang, das er nicht kannte und nicht begriff, das ihn aber mit so seltenen Anungen erfüllte. Sollte ihm wirklich das beschieden werden, was vor ihm kein anderer Gefangener bekommen hatte?

Schon lange bevor die Schritte seine Thür erreichten, hatte er sich erhoben und die vorgezeichnete, stramme Haltung mit den Händen an der Hofenmaht angenommen. Sein Blut hämmerte in den Schläfen und drohte, ihm das Herz zu zersprengen. Gingen diese Schritte an seiner Zelle vorbei, so war — das wußte er — seine Widerstandsfähigkeit für immer erloschen. Aber die Schritte und der fremde Laut machten draussen vor seiner Thür halt, und sein Herz stand einen Augenblick ganz still.

Da wurde langsam geöffnet, schwer und rasselnd, und der Inspektor trat ein.

„Du hast dich in den verfloßnen drei Monaten gut gefühlt.“

„Ja, wohl,“ sagte er. Seine Stimme zitterte. So sollte er es also doch haben.

„Erinnerst du dich, daß ich dir eine Belohnung versprochen?“

Er vermochte nicht zu antworten. Ob er sich dessen erinnerte! In dem ganzen Vierteljahr hatte er Tag und Nacht an nichts Anderes gedacht.

„Erinnerst du dich dessen nicht?“

„Ja, wohl!“ — nd diesmal klang es wie ein unterdrücktes Schluchzen.

„Dann sollst du sie auch haben.“ Der Mordbrenner zitterte am ganzen Leibe. Der Inspektor drehte sich um und knipste mit den Fingern. Ein kleiner schwarzer Pudel kam langsam und vorsichtig herein, als fürchte er, daß man ihn in eine Falle locken wolle.

„Den Hund kannst du behalten,“ sagte der Inspektor.

Draußen entstand eine ungeduldige Bewegung. Der Mordbrenner blickte den Inspektor mißtrauisch an und fragte: „Wie lange?“

„So lange du gut zu ihm bist und dich ordentlich führst.“

Der Inspektor sah, wie die Augen des Verbrechers im Dunkel leuchteten, sagte aber nichts.

Die Thür schloß sich wieder langsam, und der Gefangene blieb mit seinem neuen Gefährten allein.

Diesmal klangen die Schritte draussen verächtlich, als wenn einer sich über etwas ärgerte. — Drinnen starnten die beiden einander lange an. Er jögerte, das Thier zu locken. Eine unbestimmte Furcht sagte ihm, daß es nicht zu ihm kommen würde.

Schließlich wagte er den Versuch. Der Pudel näherte sich ihm langsam und zögernd. Als er ihm ganz nahe war, begann er, ihn zu beriechen. Der Gefangene sah Muth und fuhr ihm mit der Hand über den Kopf. Der Pudel richtete sich auf und legte ihm die Vorderfüße auf das Knie. Dies erschröckte ihn so sehr, daß er beinahe hintenüber gefallen wäre, er sah sich aber und strich ihm vorsichtig mit beiden Händen über die Ohren bis zur Schnauze. Der Pudel nahm aber einen Satz und sprang ihm auf den Schoß, und während der Sträfling ihm den Rücken hinunterstreichelte, wendete das Thier ununterbrochen mit dem Schwanz und verlugte, ihm die Stirn und Augen zu leden, bis der Mordbrenner seinen Kopf ganz in dem krausen Pelz des Hundes verbergte und laut zu schluchzen begann.

Diesmal war draussen kein Laut hörbar, alles blieb in lautloser Stille. Als der Inspektor aber seinen Rumbgang beendet hatte, sagte der eine Aufseher zum anderen:

„Ich glaube, daß er nicht ganz richtig ist. Jezt wird der Mordbrenner

wohl auch noch seinen Hund auf uns hehen.“

Sein Kollege nickte nur. Sie waren beide schon sechzehn Jahre im Amt und wußten, wie sie mit den Gefangenen umzugehen hatten.

Seit diesem Tage ist aber nie wieder eine Klage über Nummer Sieben geführt, und doch sah er noch sechs lange Jahre im tiefsten Keller des großen Zuchthauses.

Als er starb, wurde der Pudel herausgelassen. Der Hund stümmerte sich aber um nichts, weder um Menschen noch um Thiere. Ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, wich er nicht vom Grabe des Mordbrenners, bis er nach ganz kurzer Zeit dem einzigen Freund, den er wohl je in seinem Leben gehabt hatte, unter die Erde folgte.

Das Zeremoniell am spanischen Hofe.

Bei der Hochzeit des spanischen Königs mit der Prinzessin Ena von Battenberg werden die alten Ceremonien wieder zur Anwendung gelangen, die für den Fernerlebenden und Unbefangenen genug des Humoristischen an sich tragen. So ist es einer spanischen Königin durch das Ceremoniell streng verboten, die Füße sehen zu lassen. An dieses Verbot knüpft sich eine amüsante Anekdote. Als Philipp der Zweite von Spanien sich verheiratet hatte, kam eine biedere Bäuerin vom Lande nach Madrid, um der jungen Herrscherin ein Paar selbstgewebte Strümpfe zu schenken. Die Frau wurde vor den Hofmarschall gelassen, und als dieser das Begehren der Bäuerin hörte, gerieth er in Wuth. Er warf der Bestizten die Strümpfe vor die Füße mit den klassischen Worten: „Die Königin von Spanien hat keine Füße!“ Von diesem Vorfall hat keine auch die Königin gehört. Sie nahm die Bestimmung der Hofetikette und die Worte des Hofmarschalls für blutigen Ernsth und schrieb voller Angst an ihren Vater, sie wolle lieber sterben, als sich einer solchen Barbarei aussetzen. Als ihr Gemahl, Philipp der Zweite, davon erfuhr, soll er herzlich gelacht haben, zum ersten und letzten Male in seinem Leben. Mit der Zeit aber ist der Ausspruch jenes Hofmarschalls sprichwörtlich geworden, und noch heute heißt es in Spanien: „Die Königin von Spanien hat keine Füße!“ Eine andere eigenartige Vorschrift will, daß die Königin nur am Tage der Hochzeit ihr Brautkleid tragen und behalten darf. Am nächsten Tage bereits muß es der heiligen Jungfrau von Mocha gemacht werden.

Man schreibt aus Kopenhagen: Von den unzähligen Anekdoten über den verstorbenen König, die gegenwärtig erzählt werden, sei hier eine wieder gegeben, die införem charakteristisch genannt werden kann, als sie des Königs sprichwörtliche Hilfsbereitschaft illustriert. Auf einem Spaziergange bemerkte der Monarch an einer Hausthür einen Knaben, der ein unglückliches Gesicht machte, vermeintlich, weil er die Thürglode nicht reichten kann. Der König tritt herzu, fragt, ob er für den Knaben läuten solle und erhält ein freudiges „Ja!“ zur Antwort. Der Alte schellt und wartet mit dem Jungen die Wirtung ab, als dieser den König beim Knie faßt und halblaut ihm zuraukt: „So, nun müssen wir aber verschwinden.“ — Fragend blieb der König stehen, während der kleine Schelm sich davon machte; und erst als eine Frau mit dem Stöcke in der Hand heraustrat, verstand der König, wozu man ihn gebraucht hatte.

Der wichtige Geschäftsmann. Optiker (zu seinem neuen Rommis): „Wenn Sie die Preislisten fort-schicken, so schreiben Sie die Adressen so klein wie möglich, damit die Kunden merken, wie nöthig sie Brillen brauchen!“

Schlechte Ausrede. Richter: „Sie sind um zwei Uhr Morgens im Rausszimmer der Stadtbank angetroffen worden. Was hatten Sie dort zu thun?“

Angeklagter: „Ich interessire mich sehr für Börsegeschäfte und da wollte ich nur schnell mal die in dem Rausszimmer ausliegenden Kurse vom letzten Abend überfliegen.“

Beduldia. Blümchen (als ihm der Bader drei falsche Zähne gerissen hat): „Nu sähn Sie mer aber balde, daß Sie den richtigen treffen. ... nu hab' ich's halde satt!“

Der Dorfalonos. Polizist: „Was soll ich nur thun? ... Ich hab' heute einen Spüßboden erwischt, der fünf Gänse im Orte gestohlen hat! ... Der Arrest ist aber ganz voll!“

Dorffalkule: „Na, da laß halt einfach einen, der weniger gestohlen hat, laufen!“